

Das Vergehen

Seinen Namen werde ich nie vergessen, obwohl ich nicht sicher bin, dass er wirklich Born hieß. Jemand wurde gerufen, und er drehte sich um, aber vielleicht galt der Ruf gar nicht ihm. Der Name, den ich zu hören glaubte, gefiel mir, voll dunkler Poesie und doch so knapp und schlicht. Born, das war mein Name für ihn.

Born lebte draußen in Steinstücken. Ich nahm an, dass ihm ein kleines braunes Landhaus gehörte, das sich hinter einem wuchernden Garten versteckt hielt. Am Gartentor habe ich nur eine verrostete Klingel entdeckt, an der das Namensschild fehlte. Ich habe gehofft, er würde mich einmal in sein Haus bitten, nur deshalb habe ich seine Nähe gesucht.



Steinstücken. Der Name klang nicht verlockend. War es ein Dorf, ein Vorort, eine Welt für sich? Steinstücken. Ein Ort, von dem man

nicht wusste, ob er abgetrennt oder angehängt, verbunden oder verloren war. Absurd und vorläufig kam einem hier alles vor, als wäre es eine konzentrierte Form von Westberlin, dessen südlichsten Zipfel er bildete, eine Art Wurmfortsatz der restlos ummauerten Stadt. Hierher kam man an Wochenenden zu einem der kleinen Ausflüge, wie man sie nur in dieser Stadt machen konnte.

Ich fand den Weg dorthin in einem Juli, als ich von einer rätselhaften Unruhe befallen war. Ich unternahm viele Gänge und Touren durch Berlin, das ich bis in seine äußersten Ecken hinein erkunden wollte, um mich gegen ein aufkeimendes Gefühl von Unwirklichkeit zu wehren. Nach ein paar Jahren in der Stadt fühlte ich mich wie auf einem kleinen Flecken auf einer riesigen weißen Landkarte. Ich hätte nicht sagen können, was ich suchte, oder ob ich überhaupt etwas suchte, oder ob ich nur unfähig war, an irgendeinem Ort zu verweilen. Immer wieder endeten meine Ausflüge an der Mauer, die meine Stadt umgab. So kam ich auch in diese verborgene Ecke.

Steinstücken. Solche Orte kann man nicht erfinden. Sie entstehen als tote Arme im Strom der Geschichte. An solchen Orten kann man nur warten und zusehen, bis sich die Zeit wieder in Gang setzt.

Als Exklave war Steinstücken über einen schlecht angelegten und streng kontrollierten Weg von Berlin her zu erreichen. Es gab hier etwa vierzig Häuser und gut zweihundert Einwohner. Die Versorgung mit Wasser und Gas geschah lange Zeit „von drüben“, das erzählte man verwunderten Besuchern im Gasthaus Taubenschlag, wo auch eine kleine Chronik des Fleckens ausgehängt war. Auch von der alten Dame, die immer mit großen Hüten ausging, als sie noch hier lebte, konnte man erzählen hören.

Erst drei Jahre später als im übrigen Westberlin wurde die Mauer wie ein Ballon um die kleine Häusergruppe gezogen, die überdies von einer tief liegenden und von Stacheldraht geschützten Eisenbahntrasse in zwei Hälften zerteilt wurde. Den Westteil von Steinstücken verband kurz vor dem Ortseingang eine Autobrücke mit dem dichter besiedelten Ostteil. Mitten im Ort überspannte noch eine gewölbte Fußgängerbrücke aus Holz das Schienental.

In einem breiten Korridor führte eine schnurgerade Stichstraße, die vor ihrem Ausbau nur ein Feldweg zwischen zwei Kontrollposten gewesen war, durch die kleine Heide zwischen Königsweg und Steinstücken. Parallel zu dieser einzigen Zufahrtsstraße von Berlin verlief zu beiden Seiten die Mauer. Auf Wachttürmen erkannte man Soldaten,

die mit Ferngläsern den Verkehr beobachteten. Parken konnte man erst auf dem verbreiterten Seitenstreifen am Ortseingang, gleich hinter der Autobrücke.

Noch vor diesem Parkstreifen stand ein Wartehäuschen für die Buslinie 18, die ein Stück weiter mitten im Ort endete und wendete. Ein Schild wies Besucher darauf hin, dass in Steinstücken selbst keine Parkmöglichkeit bestand. Auf eine Holztafel hatte man mit weißer Farbe einen Hinweis auf das Gasthaus Taubenschlag gepinselt: „Sie bekommen bei mir einen preiswerten Mittagstisch und hausgebackenen Kuchen. Der Wirt.“

Gleich hinter dem Ortsschild lag ein ausgedehntes Grundstück. Ein Holzzaun umschloss ein älteres Haus aus roten Ziegeln, das als Landvilla gestaltet war. Der große Rasen hinter dem Haus sah gepflegt aus wie ein kleiner Park. Am Ende des Grundstücks knickte die Straße nach links, jedoch nach wenigen Metern wieder in Richtung Süden, erweiterte sich bald zu einem Wendepunkt für die Busse, um nach etwa fünfzig Metern als Sackgasse unmittelbar vor der Mauer zu enden.

Der Wendepunkt der Buslinie 18, die zum Bahnhof Wannsee fuhr, wirkte wie ein friedlicher Dorfplatz. Ringsum sah man Rosengärten, Wiesen mit kleinen Obstbäumen, Sträucher und Büsche voller Beeren, auch einige Kastanien und Edeltannen.

Stand man vor der Mauer, so hatte man zu seiner Rechten einen schmalen Durchgang bis zur Eisenbahntrasse. Man ging an schönen Häusern und Gärten entlang, hatte aber die hier sehr sorgfältig angelegte Mauer unmittelbar neben sich, vor der sich ein verrosteter und nur noch in Abschnitten erhaltener Stacheldraht wand. Es gab auch noch Laternen, die aber nicht sehr zuverlässig wirkten, und niedrige Holzpfähle, die ein schwer durchhängendes dickes Kabel trugen.

Das erste Haus an diesem verbliebenen Weg war schneeweiß, das letzte, zwischen einer besonders dicken Eiche und dem Zaun vor der Eisenbahntrasse gelegene, wirkte etwas baufällig. Früher schien dort ein Geschäft gewesen zu sein, denn am Vorbau, der als Wintergarten diente, stand noch in roten Lettern an der einen Seite „Drogen“ und an der anderen „Seifen“.

Linker Hand führte ein asphaltierter Fahrweg, auf einem Schild als „Steinstraße“ bezeichnet, in Richtung Osten. Ein rotweißes Gatter und ein entsprechendes Schild wiesen darauf hin, dass nur Anwohner mit dem Auto durchfahren durften. Zunächst verlief auch dieser Weg zwischen Häusern auf der einen und der Mauer auf der anderen Seite.

Man gelangte bald zu einem Parkplatz neben einem kleinen Laden, auf dem Kinder ihre Radfahrübungen machten und Hunde die Passanten anbellten. Der Laden war ein niedriger Anbau zu einem älteren Gebäude, an dem in gezackten schwarzen Buchstaben das Wort „Restauran“ mit fehlendem t stand.

Hinter dem Laden schwenkte der Weg nach links, um sogleich wieder geradeaus nach Osten zu laufen. Nun aber lag eine Häuserzeile zwischen Weg und Mauer, die hier die hintere Begrenzung der jeweiligen Grundstücke markierte. Zur Linken lagen kleine Landhäuschen mit Vorgärten; noch weiter dahinter ahnte man weitere Häuser und Wiesen, die aber schwer einzusehen waren, als suchten die Bewohner dieses unwahrscheinlichen Stadtverstecks besonders sichere Schlupfwinkel.

Ganz am Ende des Steinwegs war das drittletzte Haus vor der östlichen Mauer als Gasthaus eingerichtet worden. Es bestand aus einem Vorderhaus, das bewohnt war, und einem kleinen Hinterhaus mit verwinkelten Gaststuben im ersten Stock. Ein großer Vogelkäfig mit Tauben, Fasanen, Hühnern sowie ein Kaninchenstall schlossen sich an.

Ein kleines rechteckiges Hofstück hinter dem Stall diente als Gartenlokal. Innerhalb einer niedrigen Umzäunung aus Holz standen einige mit Wachstüchern bedeckte Tische und grünweiße Gartenstühle ohne Armlehnen. Sonnenschirme waren auch aufgestellt. Den Holzzaun zierten ringsum kleine Blumenkästen.

Ich erinnere mich noch gut an den warmen Julinachmittag, an dem ich zum ersten Mal dorthin kam und mich in den Garten des Lokals mit dem Namen Taubenschlag setzte. Ich sehe noch den kleinen weißen Pudel, der einen Weg durch eine Gruppe Radfahrer suchte, die sich mit der Besitzerin des Vorderhauses zankten, weil sie trotz der zahlreichen kleinen Verbotsschildchen ihre Räder an den Holzzaun des Vorgartens anlehnen wollten. Die Stimme der Frau überschlug sich in der Aufregung, doch sie konnte die Radfahrer nicht beeindrucken. Es fielen böse Bemerkungen, schließlich zog sie sich schmallend zurück. Ein schwarz-weißes Kätzchen übte Klettern an einem dünnen Baum, der wohl noch nicht lange ohne Haltepfahl dastand. Eine mächtige schwarze Katze, wahrscheinlich das Muttertier, sah von der Terrasse aus ungerührt zu, wohin sich auch die verärgerte Hausbesitzerin zurückgezogen hatte, auf einem Liegestuhl mit demonstrativ zugekniffenen Augen verharrend.

Auch weiß ich noch, dass im Nebengarten eine ältere Frau ihre Wege harkte. Sie sprach dabei mit einer anderen Frau, die an ihrem Gartentor stand. Ich hörte nur Bruchstücke, verstand aber soviel, dass sie dieses Haus von der Großmutter geerbt hatte, zu deren Zeit ein schöner Wanderweg von hier durch die Heide nach Berlin führte.

Im Gartenlokal trank ich Kaffee und aß dazu ein trockenes Stück Pflaumenkuchen. Die Radfahrer saßen an zwei zusammengestellten Tischen. Sie verhandelten lange mit dem schon etwas älteren Wirt und zeigten sich enttäuscht, als er ihnen nicht dienen konnte mit dem erhofften frischen Bauernsalat griechischer Art. Ihre Ausflugsstimmung verflog rasch nach der Ankündigung, dass es jetzt nur Bratkartoffeln, Kartoffelsalat und bestenfalls kalte Koteletts zu essen gäbe.

Steinstücken war kein Ferienort, und doch entspannte man sich hier, als wäre man weit weg von allem, was einen sonst bedrängte. Auf dem kurzen schlauchartigen Zuweg verwandelte sich etwas. Hier gab es nicht das Schauspiel der breiten Straßen, hier warf einen die künstliche Ruhe auf das Trudeln der eigenen Gedanken zurück. Die Einzelheiten des Ortes, der Dorfbriefkasten, der täglich einmal um zehn Uhr geleert wurde, die Bushaltestelle an dem kleinen Platz im Ostteil, der winzige Ententeich am Steinweg, Schaukasten der Naturfreunde Steinstücken, die Häuser und die schmalen Wege, alles das war zusammengestellt zu einem spöttischen Amusement, das nur nicht beginnen wollte, ein bisschen Märchenwelt aus Spielzeugteilen, ein bisschen Geisterstadt aus bewohnten Überbleibseln. Eine schwere Stille lastete über dem Ort und erstickte jeden Lärm. Fast erlösend hörte man zuweilen einen längeren Güterzug durch das Schienental rattern.

Ich saß noch eine Weile an meinem Platz, hatte Kaffee und Kuchen längst verzehrt. Das musst du aufschreiben, dachte ich plötzlich. Diesen Ort musst du beschreiben, bis ins kleinste Detail. Mich faszinierte die alles umfassende, aufsaugende Stille, die allein von der abscheulichen Ummauerung herrührte, die täuschende Idylle, die durch ein Monument des Schreckens geschaffen wurde. Ich hätte gern den Augenblick festgehalten, in dem dieser Ort mir etwas zu bedeuten begann, hatte aber nichts zu schreiben bei mir. Ich stand auf, um zu dem kleinen weißen Laden zu gehen, den ich auf dem Weg zum Taubenschlag gesehen hatte. Unterwegs war mir mit einem Mal nicht mehr klar, ob ich vor dem Gehen meine Rechnung beglichen hatte. Vielleicht hatte ich es ganz mechanisch getan, ohne mich in meinen

Gedanken stören zu lassen. Ich ging bis zu dem Geschäft, bekam dort einen weichen Schülerbleistift und einen Spiralblock zu kaufen, auf dem verschiedene Verkehrszeichen abgebildet waren.

Auf dem Rückweg zum Gartenlokal gab es eine merkwürdige Begegnung. Vor einem niedrigen Haus mit einer dreifienstrigen Dachluke zwischen rotbraunen Ziegeln stand ein älterer Herr und sprach mit einer schwarz gekleideten Frau, deren Alter ich nicht erkennen konnte. Von dem Haus war nur wenig zu sehen, so sehr wucherten im Vorgarten Sträucher und niedrige Pflaumenbäume. Man konnte glauben, der Herr habe zuvor noch im Garten gearbeitet und sei nun auf den Weg getreten, um mit der Frau in Trauerkleidung zu reden.

„Auf Wiedersehen!“, rief er. Das war das erste, was ich aus seinem Munde hörte.

Im Weggehen rief ihm die Frau noch etwas zu, worin ich seinen Namen zu hören meinte: „Seien Sie ja vorsichtig, Herr Born!“

Ihre Stimme klang dabei seltsam ironisch. Als sie sich umdrehte, konnte ich sie kurz anschauen. Das bleiche Gesicht mit den grellroten Lippen und den sehr dunklen Augen traf mich wie ein Messerstich. Mich überraschte, wie jung sie war.

Ich schaute ihr aber nicht nach, sondern ging zögernd an dem Alten vorbei, der einfach stehen geblieben war, hatte seinen mutmaßlichen Namen noch im Ohr, sah seine schiefe Baskenmütze und sein faltiges, schlecht rasiertes Gesicht. Vor allem frappierten mich seine hellblauen Augen, die viel vitaler wirkten als seine ganze Person. Bei flüchtigem Hinsehen konnte man glauben, ein noch junger Mensch habe sich nur auf alt verkleidet und geschminkt. Habe ich mir da schon gewünscht, dass er mich bemerken solle? Ich hatte das Gefühl, er hätte eine ganz unglaubliche Geschichte zu erzählen und mir, gerade mir, würde er sie anvertrauen.

Ich setzte mich wieder in das Gartenlokal, aber an einen anderen Tisch. Der Wirt schien mich nicht wieder zu erkennen, jedenfalls vermied er die von mir erwarteten Vorwürfe wegen der offenen Rechnung, und mir war jede Erklärung zu kompliziert, und so bestellte ich einen Kaffee, als hätte ich nicht eben schon hier gegessen.

Von meinen Gedanken konnte ich nichts mehr zu Papier bringen. Neben mir brach die Radfahrergruppe lärmend und deutlich unzufrieden auf. „Hat er nicht ein Stück Kuchen zuviel berechnet?“, fragte eine Stimme, der aber niemand antwortete. Auf einen Grund mehr zur Unzufriedenheit schien es ihnen nicht anzukommen.

Ich saß noch lange an dem Wachstumstisch, dachte über das seltsame Paar nach, das der alte Mann und die Frau in Schwarz gebildet hatten, spürte eine seltsame Komplizenschaft zwischen beiden – oder war es eine untergründige Feindschaft? – und begann mir diese oder jene Geschichte dazu auszumalen. Darüber vergaß ich, darauf zu achten, in welches Haus Born, oder wie immer er heißen mochte, gegangen war. Ich sah aber noch, wie sich die Tür des vorletzten Hauses vor der Mauer schloss.

Einige Tage später kam ich erneut nach Steinstücken. Mir war klar, dass ich auf ein Wiedersehen mit dem Alten, vielleicht auch mit der jungen Frau gehofft hatte, auf eine Gelegenheit, einen von ihnen anzusprechen. Das Haus mit dem überwucherten Garten, von dem ich glaubte, dass es Born gehörte, habe ich nur vom Wege aus gesehen, ohne eine Spur von Bewohnern.

Endlich, zwei Sonntage nach dem ersten Ausflug, traf ich Born wieder. Er stand nahe dem Taubenschlag mitten auf der Steinstraße und schien sich nach jemand umzudrehen. Eine Gruppe von Besuchern ging vorüber, in der eifrig und laut über die Häuser und Gärten gesprochen wurde. Nicht ohne Eifersucht sah ich, wie Born von ihnen in ein Gespräch verwickelt wurde. Ich ging nahe genug vorbei, um einiges mitzubekommen, konnte mich aber nicht in das Gespräch einmischen.

Ob man sich nicht wie besichtigt vorkomme an diesem abgelegenen Ort, wurde Born gefragt. „Man gewöhnt sich an alles“, erwiderte er mit einer seltsam gutturalen Stimme, wie man sie eher in Süddeutschland erwartet hätte.

„Sie leben wie auf einer gefährlichen Insel“, wurde noch gesagt.

„Gefährlich? Im Gegenteil!“, lachte er und schlurfte davon. Für mich hatte Born keinen Blick gehabt.

Ich saß längst an einem der Gartentische, auch dieses Mal unfähig, etwas zu notieren. Eine seltsame Lust überfiel mich, die sinnlosesten Dinge zu bestellen, die sich auf der kleinen Speisekarte finden ließen. Während ich auf das nicht mehr ganz saubere Kärtchen schaute, rauschte ein schwarzes Kleid an meinem Tisch vorbei. Als ich aufsaß, stand die Frau schon neben Born. Sie gingen die Steinstraße fort in Richtung Ortsmitte, wobei Born heftig mit den Armen gestikuliert und die Frau zu schweigen schien, ihn aber von Zeit zu Zeit anschaute.

Ich stand auf, murmelte zur gerade erschienenen Kellnerin eine hilflose Entschuldigung und ging ohne auffällige Eile den beiden Personen nach. Auf der Höhe des kleinen Ladens überholte ich sie, ohne dass sie mein Kommen beachtet hätten. „Einer muss dran glauben“, sagte die unverkennbare Stimme von Born. Ich versuchte, zügig und ohne sie anzuschauen vorbeizugehen und stieg rasch in den Bus 18. Ich hatte das Gefühl, ein schreckliches Geheimnis mitgehört zu haben und mich deshalb in Sicherheit bringen zu müssen.

Der Busfahrer, der mich schon kannte, wunderte sich über meine Eile beim Einsteigen. Bis zur Abfahrt war noch etwas Zeit. Da keine anderen Fahrgäste einstiegen, kamen wir ins Gespräch.

„Ist hier schon jemals ein Verbrechen geschehen?“, fragte ich.

„Nicht, dass ich wüsste. Aber was nicht ist, kann ja noch werden“, sagte er und lachte. „Sie kommen wohl sehr oft hierher. Wie heißt denn Ihre Liebste?“

„Wenn ich das wüsste“, sagte ich nur.

Keiner meiner Berliner Träume hatte sich erfüllt. Alle paar Monate wechselte ich den Job, war mal bei einer Zeitung, dann beim Rundfunk. Die Universität hatte ich längst hinter mir gelassen. Ich stand gleichsam unter dem Zwang, mich allen Prüfungen zu unterwerfen, die in meiner Laufbahn vorgesehen waren, von Stufe zu Stufe zu streben, bis ich schließlich selbst in die Reihen der Prüfer eingetreten wäre. Aber kurz nach Erreichen des Zieles brach diese Unruhe aus. Etwas will mich niederhalten, dachte ich, ich kann nicht ausüben, worauf ich mich ein Leben lang vorbereitet habe.

Danach war ich eine Art Abenteurer geworden, besessen von der Vorstellung, eine Geschichte aufzuschreiben, eine einzige, mit der ich alle Unruhe und Ablenkung, alles Flüchtige und das Getriebensein bannen könnte. Diese Geschichte, die mein Leben verändern würde, müsste ich allerdings erst finden, zufällig und unterwegs. Dieser Wunsch hatte mich auch nach Steinstückchen gelockt, hier hatte ich das Gefühl, die geeignete Story zu finden. Ich wusste nur nicht, was mir erschreckender vorkam, die heimliche Gefahr, die mit der Aufdeckung eines geplanten oder schon stattgehabten Verbrechens verbunden wäre oder die Notwendigkeit, einer Angst machenden Sache auf den Grund zu gehen. Dahinter stand dieses Gefühl, dass man auf der Welt ist, um etwas Bestimmtes zu erfahren, zu lernen, wirklich zu begreifen, eine Frage oder eine Verwunderung auszuloten, die man seit Kindertagen

mit sich herumgetragen hat und auf die man eines Tages eine Antwort fände. Danach würde man freilich alles Interesse am Leben, an der Zukunft verlieren, weshalb man diese Einsicht immer weiter vor sich her schiebt oder manchmal auch vor sich selbst verheimlicht.

An einem sonnigen Tag Mitte August ging ich ausgiebig in dem weiten Westteil von Steinstücken spazieren. Ich spürte, dass ich den Ort gründlicher erkunden musste. Jene Hälfte bestand aus einem dicht bebauten Areal im Norden und einer großen leeren Wiesenfläche südlich davon. Am Rande dieser Wiese sah man ein paar Lauben und einen Kinderspielplatz. An einer Ecke der Wiese stand ein Denkmal, das an den Hubschrauberlandeplatz erinnerte, der sich hier befand, als Steinstücken noch nicht die Stichstraße nach Berlin besaß.

Ein mürrisch dreinblickender Familienvater schaute ratlos auf die beiden Rotorblätter, grau mit gelben Spitzen, die senkrecht nebeneinander auf einem Betonsockel befestigt waren. „Was soll'n das darstellen?“, fragte die Frau aus der Spazierfamilie. Ihr blondes Kind mit Nickelbrille trat näher heran und las laut und stockend die Inschrift vor, die auf einer Kupferplatte stand: „Zur Sicherung der Freiheit der ehemaligen Exklave Steinstücken.“

Die große verwilderte Wiese, mit einigen kahlen Stellen und einigen niedrigen Brombeersträuchern, des ehemaligen Landplatzes endete an der südlichen Mauer. „Weitergehen auf eigene Gefahr“ stand auf einem Schild nahe der Stelle, wo die Eisenbahn den Verlauf der Mauer durchschneidet. Dreißig bis fünfzig Meter hinter der Mauer ragten zwei Häuser mit leicht abgerundeten Dächern über den grauen Beton hinweg. Man erkannte sogar die Geranien hinter den Fenstern, aber auch die Soldaten im Wachturm gleich nebenan, deren Stimmen man zuweilen hören konnte.

Erst bei diesem Gang entdeckte ich das schön restaurierte Landhaus, das sich im äußersten Südwestzipfel dieses Teils von Steinstücken verbarg. Man sah hohe Birken, eine etwas snobistische Edeltanne, teure Autos. Niedrige Bäume und Wandbewuchs verdeckten das Haus. In einem Zwinger bellten massige Hunde. Man hörte Geräusche von einem Tischtennispiel im Garten neben dem Haus. Ein Hauch von Wildwestfarm lag über dem Gebäude, ohne dass man hätte sagen können, von welchen Details dieser Eindruck herrührte. Neben diesem Gehöft wirkte die Mauer harmlos wie eine gewöhnliche Grundstücksbegrenzung.

Ich machte kehrt, kam an einem Kinderspielplatz vorbei mit Sandkästen und einem Klettergerüst in Form eines Hubschraubers. Unweit davon standen einige Wohnwagen, die auf Dauer installiert zu sein schienen. Die zur Westseite hin abschließende Mauer konnte man nicht erkennen.

Allmählich schlenderte ich in Richtung Ortsmitte. Auf der kleinen Fußgängerbrücke kam mir die junge Frau in Schwarz entgegen. Ich wollte sie ansprechen, irgendeine dumme Frage stellen, wo geht es zur Bushaltestelle oder so etwas, aber als sie auf meiner Höhe war, brachte ich kein Wort hervor.

Eine Woche später saß ich lange im Taubenschlag, in einer der beiden Stuben unter dem schmalen Dach. Es regnete an jenem Tag. Mir fiel die Geschichte eines befreundeten Lehrers ein, den eine Ferienliebe in heilloser Verwirrung gestürzt hatte. Auf Mallorca hatte er eine kurze Affäre mit einem Mädchen gehabt und wusste später nicht mehr, ob er in jener spanischen Umarmung ein Kind geliebt oder gezeugt oder dabei wieder Kind geworden war. Nach den Ferien fand er in seiner neuen Klasse ein Mädchen, das jenem von Mallorca ähnelte, nun in der zweiten Reihe im Zeichensaal, aber er hatte nie geklärt, ob es wirklich jenes Mädchen gewesen war. Er trennte sich bald danach von seiner Frau, trug ihr, als sie auszog, alle Zuchtkakteen hinterher und verletzte sich dabei böse, was sie mit einem Lachanfall quittierte, der jede spätere Versöhnung ausschloss.

Aus einem Nebenraum drangen Stimmen, eine davon schien die von Born zu sein. Ich verstand aber nicht, worum es ging, hörte nur Bruchstücke eines Gesprächs. „Früher, als ich noch Regie führte“, sagte Born, und auch: „Man täuscht sich ja immer selbst, alles lebt von der Bereitschaft zur Selbsttäuschung.“ Eine Frauenstimme sagte: „Wir müssen nur noch einen finden.“

Dann verloren sich die Stimmen, eine Tür schlug zu. Dieser falsche Ort konnte nur vorgetäuschte Geschichten anbieten.

Es war Ende August, als ich zu meiner Überraschung den ganzen Ort voll lärmender Menschen antraf, übersät mit Buden und Verkaufsständen, von Blasmusik widerhallend, aus Anlass eines Festes, dessen Bedeutung mir verborgen blieb.

An einem Platz im Taubenschlag war an diesem Tag nicht zu denken. Also ging ich durch das Gewühl hindurch und gelangte bis zur Autobrücke nördlich des Ortseingangs am Ende der Stichstraße, bis

wohin der Lärm nur gedämpft drang. Ich blieb stehen, an das Gelände gelehnt, und schaute in südliche Richtung das Tal der Eisenbahnschienen entlang. In nicht allzu großer Entfernung schien ein Überweg zu sein, man sah Fußgänger, Radfahrer und Autos mit großem Eifer die Gleise überqueren.

Mich wunderte, dass die Friedlichkeit nicht in Erwartung und Unruhe umschlug, in allerlei fantastische Geschichten, denn es war ja klar, dass sich hier eine latente Spannung aufbaute und dass eines Tages etwas passieren müsste, das diesen provisorischen Zustand auflöste, so oder so.

Nun schlossen sich die Schranken, dann kam ein Güterzug, eine Waggonschlange mit Kohle, Bausand und Koks, mit Metallträgern und Balken, aber auch mit Kühlwaggons und Aluminiumcontainern.

Ich ging in den Westteil hinein. Zur rechten Hand wurde die Straße hinter der kleinen Brücke von der Mauer begrenzt, die hier aus drei Reihen schäbiger Betonplatten übereinander bestand, oben jeweils von Röhren gekrönt. Auf eine Platte war „Hallo Nachbarn“ aufgesprüht. Etwa hundert Meter hinter der Mauer erkannte man den oberen Teil



eines wuchtigen Gebäudes, das wie eine Kaserne wirkte. An der Stelle, wo die Straße nach Süden abknickte, stand auf einem der in Berlin üblichen Schilder, die den Eindruck von königlichen Verordnungen machen, „Teltower Straße“, gleich daneben las man das zynische „You are leaving the American Sector“. Hier verließ niemand etwas,

und niemand kam herein. Absurd und doch beruhigend war hier die Welt eingeteilt, waren die Teile voneinander abgegrenzt, die doch vom puren Augenschein her zusammengehörten.

Ein paar Schritte weiter stand ein Haus, aus dessen erstem Stock man gewiss gut über das politische Hindernis hinwegsehen konnte. Eine Art Wegansatz trennte hier das Grundstück von der Mauer.

Ging man von der Teltower Straße in südliche Richtung, gelangte man zu einem Grundstück, das wie eine Baustelle ganz mit hohem Maschendraht umzäunt war. Dahinter sah man ein mächtiges verlassenes Haus, das sein einstiges herrisches Aussehen nur noch an wenigen scharfen Kanten, überstrengen Rechtecken und schmalen hohen Fenstersimsen sowie an dem schroffen Vorbau des Wintergartens gegen den Verfall gerettet hatte. Noch in diesem Zustand ging etwas Bedrohliches von dem Gebäude aus. Man konnte meinen, die Ruine sei absichtlich, als Bild eines fehlgeschlagenen Herrschaftswillens, hierher gestellt worden. Mein Gesicht hatte ich dicht an das Gitternetz des Bauzauns gedrückt. Mit leichtem Schaudern wandte ich mich erst nach einiger Zeit wieder ab.

Ich erholte mich nur langsam von diesem Anblick. Ich sah in die Vorgärten der Nachbarhäuser mit Rosensträuchern, die schmalen Wege mit dem Kopfsteinpflaster, die Schilder, die das Parken auf den Notwegen verboten. Der Hauptweg im Westteil endete sackgassenartig auf einem kleinen gepflasterten Platz vor einem Gebäude, das man für ein Kinderheim halten konnte. Nach rechts zweigte, kaum sichtbar, ein Seitenweg ab, über den man zur großen Wiese gelangte, dem ehemaligen Landeplatz der Hubschrauber.

Die Wiese war mit Buden vollgestellt, in denen Kinder große Papierflächen und Pappwände bemalten, Nägel in Balken einschlugen oder mit Bällen nach Dosenpyramiden warfen. Anderswo mussten sie mit verbundenen Augen einen Ring um aufgestellte kleine Stäbe werfen oder mit einer Art Lanze nach einer Zielscheibe stechen. Es kam mir seltsam vor, dass sie an den altbekannten Spielen ausgesprochenes Vergnügen fanden. Von einigen Würstchenbuden ging ein unangenehmer Geruch von heißem Fett aus, doch die Ausflügler verzehrten mit sichtbarem Genuss kleine graue Stäbchen im Kunstdarm, die sie zwischen den Hälften einer diagonal geschnittenen Toastscheibe hielten.

Es machte mir keinen Spaß, Steinstücken in diesem Zustand zu erleben. Ich ging zur Bushaltestelle. Der wartende Bus war schon gut

besetzt, der Fahrer stand etwa zwanzig Meter abseits und unterhielt sich angeregt mit der Frau in Schwarz. Man hatte das Gefühl, dass er sie küssen wollte, so dicht hielt er seinen Kopf an den ihren, dass sie ihn aber abwehrte, vielleicht weil so viele Menschen in der Nähe waren.

„Das traue ich dir nicht zu“, rief er lachend, ehe er sich von ihr abwandte und in den Bus stieg. Ihren Ausdruck konnte ich nicht erkennen, denn ich stieg rasch ein, hatte aber das Gefühl, dass ich einen Fehler machte und eine Gelegenheit zur Aufklärung verpasste. Das Gefühl verstärkte sich jäh, als ich aus dem fahrenden Bus bemerkte, dass in einiger Entfernung Born stand, der die Szene beobachtet haben musste.

Schon am ersten Oktobertag bestimmten Herbstfarben das Bild von Steinstücken. Ich liebe den Herbst, weil er die einzige Jahreszeit ist, die nicht enttäuscht. Gibt es strahlende Sonne, so ist es ein zweiter Frühling, und man findet noch viele Blüten trotz der totgesagten Zeit. Ist es noch einige Tage mächtig warm, so überbietet der Sommer, drängt sich in den Wein und die Gesichter. Ist es romantisch düster, trübe und feucht, so ist es schlicht dem Herbst angemessen und lockt doch zum Hinausgehen, um das Altern der Zeit auf der Haut zu spüren, um dem Gemüt die trüben Stunden zu gönnen, die alle Traurigkeit und unerklärten Abschiede aufsaugen und mit sich nehmen. Zeigt sich der Winter schon mit verfrühtem Frost oder gar Schnee, so nimmt er das Ende vorweg wie zur Einübung. Der Herbst fasst das ganze Jahr zusammen wie ein einfaches Lied und versöhnt uns mit allem.

Auf diesen Herbst hatte ich mich besonders gefreut, doch blieben die erhofften Farbwunder aus, das Häuschen am Ende der Steinstraße wirkte noch verlassener als sonst. Zweimal in der Woche kam ich nun in den Ort, aber im Taubenschlag wurde kaum noch draußen bedient. Auch von Born war keine Spur zu entdecken. Ich wurde nervös.

Ich sah nichts mehr, mein Blick war wie verstopft. Ich war in einer Sackgasse gelandet, aus der ich weder mit einer Erzählung noch ohne herausfinden konnte. Was hatte ich bloß erhofft?

Ich spürte, dass ich in das Haus eindringen musste, dass ich etwas herausbekommen musste. Ich würde ein schreckliches Geheimnis entdecken oder mich fürchterlich blamieren. Ich hatte die Vorstellung eines Verbrechens, das ich aufklären und vor allem nacherzählen müsste, einer sorgsam vertuschten Untat, die gleichsam vor aller Augen

geschah und in der Atmosphäre der Unwirklichkeit von Steinstücken leichter zu verbergen gewesen sei. Aber nichts geschah und ich war hilflos, spürte eine Mordwut in mir. Ich fühlte mich umschlossen, matt gesetzt, eingefangen von dem Ort, und doch zugleich hektisch, unruhig, rastlos. Die Unruhe, vor der ich geflohen war, hatte mich in Steinstücken eingeholt. Ich hatte mich hier eingesponnen wie eine Seidenraupe.

Ich war nun wie besessen von dem Zwang, Steinstücken auszuforschen. Ich wollte jedes Haus sehen, jeden möglichen Weg beschreiten, keine Ecke auslassen. Ich war getrieben, wie aufgezogen, wie ein lächerliches Spielzeug in fremden Händen. Ich lief umher, ich starrte alles an, riss die Augen auf, als müsse ich mich gegen etwas wehren, was mir den Blick für immer zuschweißen könnte.

Ich machte Notizen, Fotos, Beschreibungen, dabei kannte ich mich doch schon bestens aus, ich hätte Steinstücken wie im Traum beschreiben können, diesen Vorort zu einer Stadt, die schon verloren schien, jede Einzelheit, jedes Mauerstück. Was hatte mich nur so verklärt an diesen Hohn von einem Ort? Rings herum Osten und von nirgends her Licht!

Um diesen Zustand zu beenden, beschloss ich, alles zu wagen. Steinstücken war menschenleer, und so näherte ich mich dem Haus, als wolle ich dort jemanden besuchen oder etwas abgeben, konnte aber niemand entdecken, drückte einmal auf die Türklinke, aber sie gab nicht nach. Als ich den Garten verließ, stand der Mann, der für mich Born hieß, plötzlich vor mir. Ich hatte ihn nicht kommen hören und war so erschreckt, dass ich vergaß, die verlegene Frage zu stellen, die ich mir für den Fall einer Überraschung zurechtgelegt hatte.

„Alles Unerreichbare regt mich zu Geschichten an“, sagte ich nur, aber es klang nicht so witzig, wie es klingen sollte.

Born sagte gar nichts, schaute nur verächtlich auf meine staubigen Schuhe, ging dann durch den Garten ins Haus, ohne dass er es hätte aufschließen müssen.

Dies blieb mein einziger Versuch, ihm nahe zu kommen.

Mein letzter Herbsttag hinter dem Taubenschlag ist eine grausame Erinnerung. Ich saß lange Zeit stumm da, wie bestellt und nicht abgeholt, hätte meine Mutter gesagt.

Mit einem Male merkte ich, dass die anderen Leute im Gartenlokal mich ansahen und lachten, einige zeigten mit den Fingern auf mich.

Oder was?

Als Kinder hatten wir diesen Rätselwitz: Was ist tiefer, TELLER ODER TASSE? Die ODER natürlich. Aber mit der Oder ist es gar nicht so natürlich.

Die Oder liegt keine hundert Kilometer von der Stadt entfernt, aber wie selten kommt man von Berlin aus dorthin. Diese Grenze hat etwas Unheimliches, Unfassliches, ist eine Zone der Unbestimmtheit und Unwirklichkeit, ein Symbol für all das Unberührbare und Unausprechliche, das im Strom des deutschen Geschichtsbewusstseins untergründig mitschwimmt.

Aber einmal zeigte dieser so unscheinbar wirkende Fluss, was in ihm steckt (wenn er überläuft). Es gab eine pädagogisch wertvolle Katastrophe, die das Oderbruch auch für entfernter wohnende Landsleute anschaulich, ja überhaupt erst bekannt machte.

Meine erste Annäherung geschah im Winter 1996. In der Zeitung stand, dass der Fluss vereist sei, das wollte ich sehen. Eis hat mich immer schon fasziniert, Eis ist keine blühende Landschaft, bringt aber meine Fantasie zum Aufblühen, weiß der Teufel warum.



Ich liebe das Eis auf den Berliner Seen, dieses dumpfe Echo, wenn Holzstücke auf die Oberflächen schlagen, diesen hellen Peitsch-Ton, wenn sich bei großer Kälte, von der Oberflächenspannung ausgelöst, plötzlich ein Riss über die Fläche zieht, als würde eine Saite zersprin-

gen, dieses Scharren und Kratzen der Schlittschuhe, das Pochen der Stöcke und das Knacken der Schritte. Ich liebe die schwarze Farbe des Eises, wenn die Fläche glatt und schneefrei ist, was selten genug passiert.

Aber meine persönliche Mythologie des Eises wurde an der Oder von allem überboten, was ich kannte. Eine Fantasie am Rande des Deliriums.

Man stelle sich einen schnell strömenden Fluss vor, der völlig mit Eis überzogen ist, aber nicht mit einer glatten Fläche, sondern mit einem Trümmerfeld aus Schollen, gelblich, weiß, manchmal auch ins Grüne changierend, im Schatten ins Bläuliche wechselnd, eine geronnene Bewegung, bewegte Starre, Strömen und Stillstand zugleich, greifbar und sichtbar gewordener Widerspruch.

Ist es nicht ein Symbol für alles, was „im Osten“ so lange geschah? Nutzlos geballte Kraft, verlorene Energie, Erstarrung noch im Aufbruch? Verlorene Hoffnung (wie auf dem berühmten Bild von Caspar David Friedrich), und doch auch die Beschwörung, dass eines Tages alles wieder in Bewegung gerät? Alles Eis – oder was? Eis, das die Grenze scheinbar spielend überbrückt und doch heimtückisch ist, wenn man versucht, hinüber zu gehen.

Nein, keine Metaphern – das Eis auf der Oder ist sich selbst genug, eine Landschaft der anderen Art, ein Happening der Natur, die blühende Fantasie des Winters.

Feine Adresse

Hiroshimastraße – möchte man diese Adresse haben? Wahrscheinlich nicht für ein Institut für Strategische Studien oder für Atomenergie, eher schon, wenn es sich um Friedensforschung handelt; als Privatperson eher nicht.

Und doch ist die Hiroshimastraße in Berlin bald eine feine Adresse. An dieser kurzen Verbindung zwischen Tiergartenstraße und Ufer des Landwehrkanals reihen sich die offiziellen Gebäude, vor allem die dortigen Botschaften und Vertretungen senden allerlei architektonische Botschaften aus.

Kommt man vom Tiergarten her, so hat man zu beiden Seiten zwei Spielarten des faschistischen Pathos vor sich, kraftvolle Erinnerung daran, dass es die Nazis waren, die hier ein Botschaftsviertel einrichten wollten. Die Japaner zur Rechten bieten nüchterne Größe, gerade hohe Linien und Kanten, glatte Flächen, eckige Säulen und im Garten mächtige Platanen, wo man eher Bonsais erwartet. Die Italiener zur Linken haben ein Prunkstück im Stile Mussolinis wiederhergestellt, das in der frischen rosa-weißen Eintönung und mit seinen barocken Wölbungen wie ein feistes Sahnekuchenstück wirkt. Immerhin hat man die Einschusslöcher und andere Kriegsnarben der Fassade gelassen und nur übermalt. Auf der Rückseite entdeckt man im ersten Stock abgebrochene Säulen.

Der Schock stellt sich ein beim Nachbargebäude, das eine authentische Ruine ist, eine der letzten vielleicht in Berlin, ohne Namen und Erklärung, aber mit Warnschildern, mit vielen fotogenen Details an der Fassade, zugemauerten Fenstern, in seinem Staubgrau ein wahrer Kadaver von einem Haus, der denkbar größte Kontrast zum leuchtenden Haus der Italiener, ein Hitchcock-Effekt, eine plötzliche Enthüllung der Wahrheit über diese Stadt.

Es folgt auf der gleichen Seite das banal-schicke Gebäude der Friedrich-Ebert-Stiftung, dann eine Brache, und zur Ecke hin ein nagelneues verklinkertes Gebäude, das leer steht, eine Investitionsruine wohl, auch sie eine Enthüllung der Wahrheit über Berlin.

Aber die andere Seite! Der Glaskasten der Vertretung von Nordrhein-Westfalen, der aus der Distanz erst interessant wirkt durch die nudelartigen Verbiegungen hinter der durchsichtigen Fassade, die etwas banale und überanstrengte, aufdringlich ziegelrote Vertretung von

Bremen, und dazwischen – wir sind in der Hauptstadt der Kontraste – steht die Botschaft der Vereinigten Emirate mit ihren orientalischen Kuppeln und Bögen, die den Nachbarn gewiss die Schau stehlen wird.

Sie hat es in sich, die kleine Straße mit dem düsteren Namen, eine Architekturausstellung, wie es sie nur in Berlin geben kann. Fehlt bloß noch, dass diese Stadt eine lebendige Funktion hat, mehr ist als ein Museum der verfehlten Chancen. Dann wird man sich um eine Adresse an der Hiroshimastraße nur so reißen.